

Die
Landstreicher.

Roman

von

Roderich Benedix.

III. Band.

Leipzig,

Verlag von A. F. Payne.

1.

Der Sommer nahte seinem Ende. Oswald hatte den einen Theil seines Vorhabens glücklich ins Werk gesetzt. Er hatte einen ansehnlichen Theil der Erlanger Einwohnerschaft zu Papier gebracht und viele Wände in den Häusern der Stadt waren mit seinen Kunstwerken verziert. So hatte er sich nicht nur redlich durchgeschlagen, sondern sich auch ein hübsches Stümmchen erübrigt. Der andere Theil seines Vorhabens war ihm aber nicht geglückt. Trotz der vielen Briefe, die er geschrieben, hatte er bei keinem stehenden Theater eine Anstellung gefunden. „Es bleibt mir nichts übrig“, sagte er, „als zu meinem alten Director zurückzukehren, der Gott danken wird wenn er mich wieder bekommt. Ich sehne mich auch statt andere Gesichter einmal mein eignes wieder zu malen und es mit der nöthigen Schminke in seinen höchsten Glanz zu versetzen. Zwar ist es mir ein paar Mal eingefallen ob ich nicht gut thäte mich ganz dem Portraitzeichnen zu widmen, denn ich merke es läßt sich Geld dabei verdienen. Aber ich halte es nicht aus. Es gibt zu viel dumme

Gesichter, die man zeichnen muß, unter zehn ist vielleicht nur eins, das einem Freude macht, dessen Züge man gern mit dem Griffel festhält. Auch muß ich meine Lunge wieder ausschreien, sie rostet fast ganz zusammen. Und es ist doch ein schöner Beruf dem dummen Publicum die Werke der Dichter vorzuführen und sie ihnen erst begreiflich zu machen."

Wie er sagte so geschah es. Der Director engagirte ihn gern auf's Neue und Ehrenfried trennte sich abermals von seinem Freunde.

"Keinen langen Abschied", rief Oswald als sie auf dem Posthose standen, „wir sehen uns rascher wieder, als wir beide denken."

Ehrenfried fühlte eine Leere in seinem Leben, als der Freund fort war, hatte er doch niemanden, gegen den er sich so unumwunden aussprechen konnte, dem er alles vertraute was er dachte und fühlte. Dem offenerzigen Ehrenfried aber war es ein Bedürfniß sich auszusprechen, er verschloß nicht gern in sich was ihn in irgend einer Art bewegte.

Bald nach Oswalds Abreise kehrte Fräulein Rosamunde Stein aus dem Bade zurück; ihre Cur hatte ungewöhnlich lange gedauert. Ehrenfried legte Rechenschaft von seiner Verwaltung ab, und Fräulein Stein fand daß er dieselbe mit einer Ordnung und Pünctlichkeit geführt hatte, die nichts zu wünschen übrig ließ. Sie sprach das überall aus und Ehrenfrieds guter Ruf befestigte sich dadurch ungemein. Fräulein Stein erklärte niemals einen Lehrer

bei ihrer Anstalt gehabt zu haben, der sich an Lehrgabe Fleiß und Pünctlichkeit mit Ehrenfried vergleichen könne und sie suchte sich auch dankbar gegen ihn zu beweisen. Er mußte Sonntags ihr regelmäßiger Tischgast sein und auch an den Wochentagen bat sie ihn oftmals zum Thee bei ihr zu bleiben. Sie liebte es an solchen Abenden sich mit dem Lesen der Dichter zu beschäftigen, und zwar so daß abwechselnd einer der Anwesenden vorlas. Sie ging von dem richtigen Grundsatz aus daß nur die gesprochene Sprache die volle wirkliche, daß dagegen die geschriebene nur ein Abbild derselben sei. Nun könne man zwar wissenschaftliche Werke lesen, ja das sei vortheilhafter als sie zu hören, da man etwas, was man nicht gleich verstehe, wiederholt lesen, auch dazwischen sich Bemerkungen aufschreiben könne. Dichtungen aber müsse man hören. Nur durch die gesprochene Sprache vermöchten dieselben den vollen Eindruck zu machen. Wenn man sie nur lese, machten sie noch nicht die halbe Wirkung. Fräulein Stein selbst las recht gut vor, nur hatte sie Neigung zu einem etwas übertreibenden Vortrage. Ehrenfried trug gut vor und that es auch sehr gern, da er das für eine wohlthätige Uebung für sich hielt. Anfangs lud Fräulein Stein zu solchen Abenden immer noch einen Dritten und Vierten ein, entweder einen Lehrer oder eine Lehrerin, wol auch eine ihr sonst befreundete Persönlichkeit, nach und nach traf es sich aber öfters daß dieser oder jene ablehnte und sie mit Ehrenfried allein war. Sie pflegte dann gern über die Werke der Dichter — wol auch über anderes — zu

sprechen und Ehrenfrieds Ansichten und Meinungen wissen zu wollen. Diesem waren diese Abende zwar angenehm, nur kamen sie ihm nach und nach zu häufig, denn sie hielten ihn von eignen Studien ab, zwangen ihn auch oft die Nächte durch zu arbeiten, wenn er die Hefte der Schülerinnen durchzusehen hatte.

Entschieden unangenehm waren diese Abende aber für Werner. Dieser hatte sich mit der wärmsten Anhänglichkeit an Ehrenfried angeschlossen. Er suchte keine andere Gesellschaft und fühlte sich nur glücklich wenn er bei diesem sein konnte. Ehrenfried verstand es aber auch mit großer Herzensgüte und feinem Benehmen das noch immer kranke Gemüth des armen jungen Mannes zu heilen und ihm mehr und mehr Lebensmuth einzuflöszen.

So waren Monden dahingegangen, der Winter war gekommen. Da erhielt eines Tages Ehrenfried einen Besuch des Bürgermeisters. Dieser war ihm fortwährend gewogen geblieben, wenn sich die beiden Männer auch, da sie sehr beschäftigt waren, selten gesehen hatten. Ehrenfried war sehr erfreut den würdigen Mann bei sich zu sehen und bewillkommte ihn auf das Herzlichste.

„Ich habe mir schon lange vorgenommen“, sagte dieser, „Sie einmal zu besuchen und zu sehen wie Sie wohnen. Ich kenne dieses Haus recht gut. Es gehörte früher einem alten Oheim von mir und ich bin als Knabe öfter hier gewesen. Es ist jetzt freundlicher geworden. Als mein Oheim noch hier wohnte waren die Wände von Rauch und Alter geschwärzt und er hatte in den Zimmern so